

ergibt, daß dieses Nachbarschaftsverhältnis sich noch sehr weitgehend steigert und fast jedes der südosteuropäischen Völker, das Deutschtum mit eingeschlossen, auch mit jedem anderen in direkter Nachbarschaft lebt und dadurch das eigenartige Völkergefüge entsteht, welches Südosteuropa gegenüber anderen Teilgebieten des Kontinents besonders charakterisiert.

## Zur Siedlungsgeographie des südöstlichen Mitteleuropa

Von Hermann Mikula.

Es soll im folgenden auf eine grundlegende Abhandlung des Siedlungsgeographen der Brüner Universität, Fr. Říkovský, hingewiesen werden; sie faßt alle neueren Arbeiten tschechischer Forscher auf dem Gebiete der Siedlungsgeographie zusammen und will, gestützt auf eigene Untersuchungen und solche von Schülern, unter vorurteilsloser Benützung der deutschen, französischen, polnischen, ungarischen und slowakischen Literatur künftiger siedlungsgeographischer Forschung in Böhmen und Mähren Wegweiser sein. Das Buch: Grundlagen zu einer Siedlungsgeographie... ist 1939 im Verlag des Brüner Zweiges der Tschechischen Geographischen Gesellschaft (Sitz: Geographisches Institut der Universität) erschienen<sup>1</sup>.

Gleich das einleitende Kapitel: Die Siedlungsgeographie und ihre Beziehung zu den übrigen Zweigen der Geographie (S. 5—12) tritt sehr bestimmt für eine landschaftskundliche Betrachtung in der Siedlungsgeographie bei gleichmäßiger Berücksichtigung der Natur- und Kulturelemente der Landschaft ein, stellt allenthalben die zwecksetzende Tätigkeit des Menschen dem bald fördernden, bald hemmenden Einfluß der Natur gegenüber, betont stets, daß die Wohnfläche der Siedlung mit dem von ihr genützten Wirtschaftsraum ein unzertrennbares Ganzes darstellt, und lehnt sowohl rein formalistische wie auch rationalistisch-deduktive Gesichtspunkte der Forschung zugunsten genetisch-induktiver Betrachtungsweise ab. Doch liegt die Bedeutung des Buches weniger in der Betonung dieser modernen Forderungen als vielmehr darin, daß diese Forschungsrichtung in folgerichtiger Darstellung auf ein Gebiet angewendet wird, das Süddeutschland und das ganze südöstliche Mitteleuropa in den Kreis der Betrachtung einbezieht, mögen auch die Länder der früheren Tschechoslowakei und unter ihnen besonders Mähren im Brennpunkt der Darlegungen stehen. Noch das zweite Kapitel: Mensch und Steppe (S. 13—19) ist einer regionalen Betrachtung der Siedlungsbedeutung von Steppe, Waldsteppe und Wäldern der Mittelbreiten gewidmet. Es führt die Armut an Holzgewächsen in den Grassteppen auf anthropogene Steppenbrände zurück; sieht in der von nomadischen Hirten genützten Steppe also nicht mehr unberührte Naturlandschaft, betrachtet sie sodann als Wanderbahn von Völker-verschiebungen und als Weg, auf dem Kulturereignissen übertragen werden. Sehr richtig wird betont, daß die rohe Feldgraswirtschaft zunächst nur vom Suchen nach unverbrauchtem Boden bestimmt wird, und daß sie mit der Viehzucht erst dann zu einem geschlossenen Wirtschaftssystem zusammenfließt, wenn

<sup>1</sup> Základy k sídelnímu zeměpisu Česko-Slovenska. Spisy odboru čs. společnosti zeměpisné v Brně, Řada B spis 5. Brunn 1939.

die Viehzucht in den Dienst des Landbaus tritt. Aber auch solche Fälle sind bezeugt, daß ein Teil des Stammes seßhaft Ackerbau betreibt, während ein anderer nomadisiert. Die weitere Entwicklung des Landbaus wird durch die Erkenntnis von der Notwendigkeit künstlicher Bewässerung bestimmt, eine Erkenntnis, die aus den großen unperiodischen Niederschlagsschwankungen der Steppe erwächst. Reiner Landbau in den künstlich geschaffenen Bewässerungsosen zwingt zum Austausch von Viehzuchtprodukten gegen Agrarerzeugnisse. Aus diesem örtlichen Handel erwächst die Stadt. Erst deren weitere Entwicklung wird vom Fernhandel bestimmt. Die Übertragung der in den Steppen oder in den Parksteppen entstandenen Wirtschaftssysteme erschließt die Wälder der mittleren Breiten. Das Buch gruppiert diese nach ihrer Tauglichkeit für die Besiedlung in aufsteigender Reihe in Nadelwälder, schattige Buchenwälder und in Eichen-, bzw. Eichenmischwälder. So legt das zweite Kapitel die Gesichtspunkte fest, nach denen die Länder des südöstlichen Mitteleuropa auf ihre Siedlungseignung geprüft werden sollen. Es entspricht dem logischen Fortgang der Untersuchung, wenn der Verfasser im folgenden Kapitel darnach strebt, die Urlandschaft für die Gebiete zu bestimmen, denen seine Studie gilt. Innerhalb dieser spielt die natürliche Pflanzendecke knapp vor der Landnahme die ausschlaggebende Rolle. Ihre Feststellung ist schwierig, denn sie ist veränderlich. Das Buch überwindet diese Schwierigkeit, indem es in völligem Einklang mit den bisherigen Forschungen altbesiedelte und jungbesiedelte Gebiete unterscheidet. Bei der Konstanz des Klimas in historischer Zeit muß es möglich sein, auf die Pflanzendecke des jungbesiedelten Gebietes aus unberührten Resten der ursprünglichen Pflanzengesellschaften zu schließen. Zu diesem Zweck zieht der Verfasser die kulturell wenig veränderten Wälder der Waldkarpaten heran. Er kommt zum Schlusse, daß das überwiegend an Bergland und Mittelgebirge geknüpfte Gebiet junger Besiedlung durch Rodung von Buchenbergwäldern entstanden ist. Die Rodung begann etwa im 12. Jahrhundert und dauert bis heute an. Da die Rodung der Buchenbergwälder und die Nutzung des so gewonnenen Bodens eine entwickeltere Technik voraussetzen, stehen das Alter der Besiedlung, das ursprüngliche Pflanzenkleid der damals besiedelten Gebiete und deren Höhenlage in vollem Einklang miteinander. Für das Siedlungsgepräge im engeren Sinne des Wortes folgt daraus, daß wir im Ackerbaugebiet innerhalb der jungbesiedelten Landschaften entwickeltere Siedlungsformen zu erwarten haben. Weitaus schwieriger ist die Rekonstruktion der Pflanzendecke im altbesiedelten Gebiete, das meist (aber nicht immer!) an Niederungen geknüpft ist. Die altslawische Einwanderung fand den Gegensatz zwischen bewaldetem und unbesiedeltem Gebiet einerseits und unbewaldetem und besiedeltem Gebiet bereits vor. Geschaffen haben ihn schon die Siedler, die zu Beginn des eigentlichen Neolithikums hieher vordrangen. Denn die Sammelwirtschaft und die Jagd des Paläolithikers besaßen nicht die technische Vollkommenheit, Wesentliches an der Urlandschaft zu ändern. Für die ganze Zeit zwischen Neolithikum und deutscher Kolonisation tritt der Verfasser für eine dynamische Konstanz des Siedlungsraums ein. Dabei stützt er sich besonders auf W. Czajka (Mannus 1932). Es gab in diesem Zeitabschnitt wohl gelegentliche Erweiterungen, aber auch gelegentliche Verengerungen des Siedlungsraums, aber im wesentlichen blieb seine Ausdehnung gleich. Auch war das Zeitintervall zwischen dem Auftreten zweier aufeinanderfolgender Völkerwellen nie so groß, daß der Rückfall der bereits geschaffenen Kulturlandschaft in Naturlandschaft größere Dimensionen hätte erreichen können. Durch kritische Abwägungen der Ergebnisse von Pollenanalysen gelangt der Verfasser zum Schlusse, daß der Neolithiker

in den Niederungen Böhmens und Mährens Eichenmischwälder als Ausdruck des letzten Abschnitts der warmen Postglazialzeit vorgefunden habe, während in den Bergländern und Gebirgen Buchen und Tannen vorherrschten. Die Niederungswälder waren je nach Entfernung vom Fluß verschieden gestaltet: im Überschwemmungsgebiet waren sie schwer, abseits davon leichter zugänglich und grasreich. Zufällige Feuer konnten den Unterwuchs vernichten und den Graswuchs fördern, ohne altwüchsige Eichen zu schädigen. So war in den uferferneren Eichenmischwäldern von Natur aus Waldweide vorhanden. Für die Umwandlung dieser uferferneren Wälder in Ackerland scheinen Beobachtungen von Franz Mager in Preußen, H. Mortensen in Litauen, K. Moszynski in Polen und V. Kubijevic in der Marmaros, namentlich aber die von C. Schott vorgenommene kritische Verwertung von Missionsberichten des 17. Jahrhunderts über die Wirtschaftsweise der Huronen zwischen dem Lake Simcoe und der Georgianbay des Lake Huron Rückschlüsse zu gestatten. Die Huronen ringelten die Bäume, brannten sie nieder und bestellten die so gewonnenen Felder, ohne die Wurzelstöcke auszugraben. Ihre unregelmäßige Feldgraswirtschaft sah sich jedoch nach einer Reihe von Jahren genötigt, unverbrauchten Waldboden aufzusuchen und das Verfahren zu wiederholen. Eine ähnliche Wirtschaftsweise möchte der Verfasser auch für den Neolithiker annehmen, da ein Vergleich neolithischer Gerätschaften in unseren Gegenden mit denen der Huronen im 17. Jahrhundert auf eine große Ähnlichkeit der Wirtschaftsart schließen läßt. Da aber im huronischen Gebiet Kontinuität des Siedlungsraums nicht bestand, zieht der Verfasser zur Erklärung dieser Kontinuität bei uns einen anderen Faktor heran: den Weidebetrieb. Dieser erweiterte die Weidemöglichkeit der uferfernen Eichenmischwälder durch künstliches Feuersetzen, ohne den Gesamtbestand des Waldes zu zerstören. Dies hatte aber auch eine Änderung der Ackerwirtschaft zur Folge: durch die teilweise künstliche Versteppung des Waldes fand die Trespes zusagende Vegetationsbedingungen. Die Brachfelder verwandelten sich in Trespewiesen, das bedeutet eine Art Gründüngung, und aus der unregelmäßigen Feldgraswirtschaft des seßhaften Stammesteils wurde eine regelmäßige. Die neolithische Bevölkerung aber und das für sie bezeichnende Wirtschafts- und Sozialsystem einer Stammesgliederung in seßhafte Bauern und schweifende Hirten kamen, wie prähistorische Funde der Band- (Voluten-) Keramik lehren, aus dem Südostsektor der unteren Donaugegenden zu uns, aus einem Gebiet, das sich für Landbau und Viehzucht gleich gut eignete. Die Abhandlung kommt also hinsichtlich der Urlandschaft am Beginn des eigentlichen Neolithikums zu einem ähnlichen Ergebnis wie H. N i e t s c h und zu einem wesentlich anderen wie R. G r a d m a n n. Dessen Hypothese wird ausführlich dargetan, aber als verwickelt abgelehnt. G r a d m a n n sah die Waldsteppe als Urlandschaft am Beginn des Neolithikums an. In dieser sei die Steppenheide als natürliche Pflanzengenossenschaft vertreten gewesen. Diese habe sich als Reliktflora bis heute erhalten. Da nun neolithische Funde und die Relikte der Steppenheide räumlich gut miteinander übereinstimmen, seien die ersten Ansiedlungen des Neolithikers auf versteppten Flächen innerhalb der Waldsteppe erfolgt. Demgegenüber meint der Verfasser, es sei nicht erwiesen, ob die Steppenheide wirklich Reliktflora sei, und wenn sie es wäre, müßte das Klima der neolithischen Waldsteppe nach G r a d m a n n s eigenen Angaben durch eine jährliche Niederschlagssumme gekennzeichnet sein, die um 100 bis 200 mm unter der heutigen gelegen habe, ohne daß sich die übrigen klimatischen Elemente wesentlich geändert hätten. Der Verfasser wendet demgegenüber ein, daß eine so bedeutende Herabsetzung der Niederschläge zu einer völligen Strukturänderung des Klimas hätte führen müssen.

Denn eine Abnahme der Niederschläge von dem genannten Betrag könnte nur durch eine verminderte Zufuhr ozeanischer Luftquanten nach Mitteleuropa erklärt werden. Dies hätte eine durchgreifende Strukturveränderung des Buchenbergwaldes zur Folge gehabt, wofür nicht die mindesten Anzeichen vorliegen. Auch die Tatsache, daß die Spiegel einiger Alpenseen im Neolithikum tiefer gelegen haben als heute — in der Bronzezeit jener Gegenden übrigens noch tiefer —, müßte nicht unbedingt auf eine Niederschlagsabnahme zurückgeführt werden. Die Erniedrigung der Seespiegel läßt sich auch aus einer Erhöhung der Sommertemperatur und der daraus folgenden verstärkten Verdunstung erklären. Das Klima wäre dann ein Waldklima mit stärkerem kontinentalen Einschlag gewesen. Dieses wäre etwa dem heutigen im mittleren Bessarabien gleich. Dort seien ausgedehnte Eichenwälder vorhanden, in denen allerdings auch die Pflanzengenossenschaft auftritt, die Gradmann als Steppenheide bezeichnet, ohne daß wir jedoch berechtigt wären, dort von einer Waldsteppe zu sprechen. Darnach schiene es, daß der Gegensatz zwischen des Verfassers und Gradmanns Ansichten nur in der Größe der flächenhaften Ausdehnung von Steppengebieten innerhalb des Waldes gelegen sei. Viel wesentlicher ist vielmehr, daß Gradmanns Steppenheide primär, die Siedlung aber sekundär war, während dem Verfasser zufolge der Weidebetrieb das Primäre und die dadurch bewirkte Lichtung der Eichenwälder das Sekundäre gewesen ist. Der Verfasser vermag für seine Ansicht Beobachtungen des Botanikers P o d p ě r a anzuführen, nach denen tatsächlich Steppenvegetation durch weidende Schafe weiterverbreitet wird.

Im heutigen Siedlungsbild ist das altbesiedelte vom jungbesiedelten Land nicht immer scharf zu trennen. Der ursprünglich scharf ausgesprochene Gegensatz zwischen den beiden genetisch verschiedenen Siedlungsgebieten wurde seit dem 12. Jahrhundert verwischt. Denn die deutsche Kolonisation knüpfte zunächst an die wirtschaftlichen Grundlagen des altbesiedelten Gebietes an. Im deutschen Schrifttum sprechen wir da meist von einer Umkolonisierung bereits bestehender slawischer Siedlungen. Dazu trat, daß seit dem 12. Jahrhundert auch die ufernahen Wälder der Niederungsgebiete, welche die neolithische und die altslawische Besiedlung im Wesen unverändert gelassen hatte, in waldlose Weiden verwandelt wurden. Es sind daher eingehende siedlungsgeographische Analysen nötig, alt- und jungbesiedeltes Gebiet zu scheiden. Etymologische Erklärungen geographischer Namen, die an Ortschaften oder Landschaftsobjekten haften, können dabei nur als Fingerzeige verwendet, für sich allein aber niemals als Beweis für ein bestimmtes Alter der betreffenden Siedlung angesehen werden. Ich pflichte dem bei. Da aber Ortsnamen sehr häufig älter sind als die Quellen, möchte ich an dieser Stelle anregen, daß das von E. S c h w a r z in verdienstvoller Weise aufgegriffene Problem der Etymologie geographischer Eigennamen bei uns nunmehr auch von der wissenschaftlichen Slawistik in Angriff genommen werde. Die Ortsnamen des Kuhländchens von F. L i e w e h r haben, soweit ich sehe, keine räumliche Erweiterung erfahren.

Boten die ersten drei Kapitel des Buches die allgemeinen Grundlagen für die siedlungsgeographische Erforschung der Länder der ehemaligen Tschechoslowakei, so trachtet das folgende vierte Kapitel die besonderen Voraussetzungen für eine Erforschung des ländlichen Siedlungswesens zu schaffen (S. 41—52). Der Verfasser definiert die ländliche Siedlung als dauernd oder zeitweise bewohnte selbständige Gruppe von Anwesen, deren Bestimmung im Wesen gleich ist. Immer hat das Objekt der örtlichen Existenzgrundlage die Bedeutung,

die Anwesen der ländlichen Siedlung zu organischer Einheit zusammenzuschließen. Bei der ländlichen Bauernsiedlung ist dieses Objekt die Feldflur, bei der Hirtensiedlung die Weide, bei der ländlichen Industriesiedlung die Fabrik usw. Schon die Art dieser Gliederung ist vom methodischen Gesichtspunkt bestimmt, Siedlungsform und Siedlungszweck miteinander in ursächliche Beziehung zu bringen; der genetische Gesichtspunkt verlangt sodann, beides (Siedlungsform und Siedlungszweck) und die Beziehung zwischen beiden entwicklungsgeschichtlich zu betrachten, der geographische Gesichtspunkt erfordert, beides mit der Kulturlandschaft zu verknüpfen. Daraus ergibt sich die Forderung, die Siedlungstypen nach dominanten Merkmalen zu wählen, denn nur dann wird es möglich sein, den Charakter der Kulturlandschaft durch gebietsweise Zusammenstellung von Siedlungen desselben Typus oder wenigstens von Typen, die einander genetisch nahestehen, zu kennzeichnen. Allerdings sind bisher nur für die bäuerlichen Siedlungen die Vorarbeiten so weit gediehen, um solche Gesichtspunkte in Anwendung zu bringen. An der Bauernsiedlung ist der Grundriß des bewohnten Raums und die Flureinrichtung, an dem bewohnten Raum überdies der Aufbau zu unterscheiden. Aus den beiden erstgenannten Siedlungselementen und aus ihrer örtlichen Verteilung kann das Wirtschaftssystem abgelesen werden, welches das Gepräge der Siedlung beherrscht. Unter Berücksichtigung von Grundriß, Ackerflur und Wirtschaftsform gelangt man zur Aufstellung von Typen, die bei aller Plastizität durch äußere Faktoren (Geländegestaltung, Anlage von Wegen usw.) nur in Einzelheiten gemodelt werden können, ohne daß ihre typologische Zugehörigkeit verwischt werden könnte. Allerdings gilt dies nur von den genormten Typen, nicht auch von den Naturtypen (im Sinne von R. Martiny). Doch möchte der Verfasser nur die ersteren zur Aufstellung von Typen heranziehen. Doch haben Natur- und Normtypen das Gemeinsame, daß sie im Verlauf der Zeit mit dem Anwachsen der Bevölkerung und mit dem Aufkommen neuer wirtschaftlicher Anschauungen ihre typologische Zugehörigkeit ändern können. Die dadurch bedingte Schwierigkeit typologischer Reihung bleibt auch dann bestehen, wenn man Entwicklungsreihen unterscheidet; entweder reiht man nach der Entwicklungsmöglichkeit in aufsteigender Reihe: Einzelhof — Weiler — Haufendorf oder man stellt solche Typen zu einer Reihe zusammen, deren einzelne Glieder sich nicht auseinander entwickeln können, aber das gemeinsam haben, daß das typologische Prinzip gewahrt bleibt, z. B. Marschendorf — Reihendorf — Waldhufendorf — Waldangerdorf. Ferner ergeben sich bedeutende Schwierigkeiten auch aus Konvergenzen, d. h. Formen, die äußerlich ähnlich, aber genetisch verschieden sind. Nimmt man dazu, daß Entwicklungsreihen von der ersten der beiden angeführten Arten durchaus keine Axiome darstellen, ferner daß häufig sehr verwickelte Grundrisse auftreten, dann versteht man die Forderung des Verfassers, daß man die Entstehung jeder einzelnen Siedlung kennen muß, um absolute Sicherheit für ihre typologische Zugehörigkeit zu gewinnen. Kritische Verwertung historischer Quellen, Studium des Katasters und Geländebegehungen zusammen erst führen zum Ziel.

Nach einer gedrängten Übersicht über die Gehöftformen (S. 54—56) schildert der Verfasser nach diesen Grundsätzen das Haufendorf. Sehr richtig sagt er, daß keine der Erklärungen über die Entstehung dieses Typs allgemeine Geltung beanspruchen dürfe. Auffallend ist dabei doch, daß sich dieser Grundrißtyp meist mit Ackerfluren verbindet, welche sich gewöhnlich im altbesiedelten Gebiet vorfinden. Es sind die Blockflur, die Gewinnflur, die Parzellenblockflur, die Einödlflur. In den Ausführungen über sie scheint dem Referenten besonders der Gedanke beachtenswert, die Blockflur mit der Verwendung des Hakenflugs in Verbindung

zu bringen, denn dieser machte es notwendig, der Länge und der Quere nach zu ackern. Daher war es zweckmäßig, wenn die Felder nicht die Form schmaler Bänder, sondern annähernd quadratische Gestalt erhielten. Da nun bei den Westslawen der Hakenpflug bis ins 12. Jahrhundert verbreitet war und nach der von Kosmas übermittelten Nachricht Libussa dem Feldstück, das Primislaus pflügte, eine Länge und eine Breite von je zwölf Schritten gab, ist es sehr wahrscheinlich, daß die älteste westslawische Flur die Blockflur gewesen sei. Als dann im 12. Jahrhundert mit der deutschen Kolonisation der Räderpflug den Hakenpflug verdrängte, entstand bei kleinen Blöcken die Geländeblockflur und bei großen die unechte Gewinnflur. In ehrlicher Weise gibt der Verfasser zu, daß auch andere Umstände zur Blockflur führen konnten: namentlich unruhiges Gelände. Die Geländeblöcke könnten auch mit Erbteilungen in Verbindung gebracht werden. Der Referent ist aber imstande, die zuerst ausgesprochene Ansicht des Verfassers über eine kausale Beziehung zwischen Hakenpflug und Blockflur durch Hinweis auf die Verhältnisse in Südrußland zu stützen. Hier wurde bekanntlich in manchen Gegenden noch knapp vor Ausbruch des Weltkrieges der Hakenpflug verwendet. N. Creutzburg hat in dem bekannten Bilderatlas „Kultur im Spiegel der Landschaft“ (Leipzig 1930) S. 37 eine schräge Fliegeraufnahme des südrussischen Gebietes wiedergegeben. Er spricht geradezu von einer Quadrierung der Fläche infolge der eigenartigen Ackerflureinteilung. Für die dortige Blockflur sind Geländeverhältnisse nicht verantwortlich zu machen. Daß man imstande war, bei Erbteilungen die ursprünglichen Quadrate der Flur rechteckig zu teilen, geht nach Ansicht des Referenten auf eine Verbesserung des Hakenpflugs zurück (namentlich eine Verstärkung durch Eisen und eine Vergrößerung seiner Abmessungen). Der verstorbene Leipziger Professor der Völkerkunde, K. Weule, gibt in der volkstümlichen Schrift „Die Urgesellschaft und ihre Lebensfürsorge“, Stuttgart 1912, S. 72 und 73 die Bilder zweier vorgeschichtlicher und das eines südrussischen Hakenpflugs aus der Zeit um 1900 wieder. Daraus ist klar zu ersehen, daß der letztere tiefere Furchen zu ziehen imstande ist, was ein Pflügen kreuz und quer überflüssig macht. Die Furchen bleiben aber schmal, und dies führte in anderen Gegenden Rußlands zur Ausbildung der bekannten Riemenparzellen, wofür wieder Creutzburg a. a. O. S. 8, Bild 13 ein Beispiel aus Wolhynien gibt. All diese Ausführungen beweisen die Wahrheit eines Wortes, das ein alter Bauer dem Referenten gegenüber vor einigen Jahren aussprach: „Der Pflug macht den Acker.“ Hinsichtlich der Gewinnflur schließt sich der Verfasser O. Schlüter an: fränkischer Ursprung, Verbreitung mit der fränkischen Macht vom 6. bis 8. Jahrhundert zunächst im deutschen Sprachgebiet, dann mit der deutschen Kolonisation auch weit nach Südosten. Sicher spricht es sehr zugunsten der oben wiedergegebenen Ansicht des Verfassers über die enge Beziehung zwischen Wirtschaftssystem und Flureinrichtung, daß sich die Gewinnflur zusammen mit der Dreifelderwirtschaft bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hielt. Selbst noch die Parzellenblockflur, die durch planmäßige, aber höchst schematische Parzellierung der großen Blöcke innerhalb der Einödfur der Großgrundbesitze im 18. Jahrhundert entstand, erinnert an die Gewinnflur. Erst der Zuckerrübenbau bot eine dauernde ergiebige Quelle von Viehfutter, und damit verschwindet Gewinnflur und Dreifelderwirtschaft und bei der Neuaufteilung des Gemeindegrundes kommt es zur Anwendung der Einödfur.

Nach denselben Grundsätzen werden dann auch die älteren Normtypen, Straßendorf und Gassendorf, behandelt und mit ihnen zweckmäßig auch der Hausacker und die Gelängeflur. Auch das Straßendorf kann nicht von einer einzigen

typologischen Entwicklungsgrundlage hergeleitet werden. Archäologische Ausgrabungen im Kreise Ungarisch-Hradisch in Mähren und in jenem von Poděbrad in Böhmen lehren, daß das Straßendorf schon vor der deutschen Kolonisation verwendet wurde. Aber das Straßendorf mit Gewinnflur ist ein Typ, dessen sich die deutsche Kolonisation bediente, als sie auf den wirtschaftlichen Grundlagen des altesiedelten Gebietes weiterbaute. Der eigentliche Normtyp bei der deutschen Waldkolonisation des 12. bis 14. Jahrhunderts aber war das Waldhufendorf und sein Blutsverwandter, das Kurzreihendorf. Einen Kümmerertyp stellt das Waldstreifendorf dar, das vom 17. bis 19. Jahrhundert bei der Besiedlung enger Nebentäler Verwendung fand. Auch das wallachische Reihendorf und die wallachische Pasekensiedlung werden an dieser Stelle behandelt, doch scheinen dem Referenten noch weitere Untersuchungen erforderlich zu sein, um eine solche Einreihung völlig zu rechtfertigen. Größtes Interesse beanspruchen die Ausführungen über das Angerdorf, da der Verfasser das Runddorf als einen Verwandten dieses Typs ansieht. Er führt die Meinung O. Schlüters an, nach welcher das Angerdorf der fränkische Kolonisationstyp ist, und da die Gewinnflur den gleichen Ursprung hat, so ist es wahrscheinlich, daß sich Angerdorfgrundriß und Gewinnflur miteinander zum Urtyp kolonisatorischer Besiedlung verbanden. Nun besitzt der Rundling allerdings, so fährt der Verfasser fort, Blockflur. Blockfluren gab es auch westlich des slawischen Sprachgebietes, daher konnte es dort auch zur Verbindung Angerdorf + Blockflur kommen. Es scheint für die Ansicht des Verfassers zu sprechen, daß es im Gebiet alter Besiedlung typische Rundlinge nicht gibt. „Wenn sie hier vorhanden waren, dann wurden sie im Verlauf der Zeit mit einer zweckmäßigen Fluränderung in normale Angerdorftypen verwandelt. Ich halte aber für viel wahrscheinlicher, daß mit der süddeutschen Kolonisation in unsere alten Siedlungsgebiete vor allem das Angerdorf mit Gewinnflur und keineswegs der Rundlingstyp eindrang.“ Hier liegt nach Ansicht des Referenten ein sehr verwickeltes Problem vor. Die Entscheidung wird wohl erst eine Untersuchung darüber erbringen, ob das typische Runddorf von Slawen zur Kolonisierung von Waldboden verwendet wurde.

Im nächsten Abschnitt (S. 90—92) wird ein in der bisherigen Literatur wenig beachtetes Gebiet: das Wachstum der Dörfer, behandelt. Der Verfasser unterscheidet scharf ein Wachstum bei unveränderter und ein solches bei veränderter Funktion der ländlichen Siedlung. Seine Ausführungen werden wesentlich dazu beitragen, verwickeltere Grundrisse zu erklären.

Sehr lebendig ist im Kapitel über die Einzelsiedlungen das Bild der waldkarpatischen Sennhütten. Sie bilden mit den Taldörfern stets eine wirtschaftliche Einheit, nicht unähnlich den Verhältnissen in den Alpen, aber verschieden von den Verhältnissen im Riesengebirge (bis etwa 1866).

In den Ausführungen über die Einödhöfe folgt die Arbeit im allgemeinen Gradmann. Die Weiler waren schon beim Haufendorf dargestellt worden.

Das nun folgende Kapitel über die Lage der ländlichen Siedlungen führt die bei der Typologie der Siedlungen angewendeten Gesichtspunkte folgerichtig weiter. Stets wird die topographische Lage mit dem Zweck der ländlichen Siedlung in Verbindung gebracht. Größere Schwierigkeiten bereitet die Anwendung dieses Gesichtspunktes auf die geographische Lage der ländlichen Siedlungen. Der Verfasser hat dabei weniger den Einfluß im Auge, welcher der Nähe großer Mittelpunkte auf die Entstehung und die Entwicklung der Siedlungen innewohnt, als vielmehr die Erwägung, ob die gegenseitige Lage

der ländlichen Siedlungen deren Abhängigkeit von gemeinsamen äußeren Faktoren zeigt. Das würde nämlich bedeuten, daß diese Siedlungen gewisse Lageeigentümlichkeiten besitzen, welche andere Siedlungen der gleichen Funktion anderswo nicht aufweisen. Der Verfasser denkt dabei an Lagen am Fuß von Gebirgen, am Rand von Stufen u. ä. Auch ich stieß auf dieses Problem, als ich meine Einführungsvorlesung in die Wirtschaftsgeographie 1935/36 an eine geographische Betrachtung des südmährischen Beckens anknüpfte, da diese Landschaft meinen Hörern bekannt war. In der Tat herrschen im genannten Gebiet Randlagen durchaus vor. Es handelt sich entweder um Randlagen am Gebirgsfuß oder solche am Vorderrand oder am Fuß jener Steilränder, mit denen das Gelände des Beckens zu den breiten Talböden der Flüsse absetzt. Meiner durch zahlreiche Geländebeobachtungen gestützten Ansicht nach handelt es sich dabei um eine Wiederholung, wahrscheinlich um eine wiederholte Wahl derselben günstigen topographischen Lage. Die eben gekennzeichneten Talbodenrandlagen gestatten es nämlich, daß die Felder auf dem Scheitel der Terrassen etwa ebenso rasch von der Siedlung aus erreicht werden können wie die Weiden in den Auen, diese wieder rascher als die flußwärts anschließenden Wälder, die nur im Herbst und Winter genützt werden, während die Arbeit in den Feldern nur im Winter aussetzt. Noch ferner liegt das Fischwasser, dessen man nur gelegentlich benötigt. Zugleich liegen immer zwei Ortschaften einander gegenüber oder einer Siedlung auf der einen Seite des Flusses entsprechen zwei auf der anderen. Die Lage der Siedlungen ist daher zu einer, bzw. zu zwei Furten oder Brücken zweckmäßig. Ich selbst hatte, wenn ich auf dem einen Ufer wanderte, immer den Drang nach dem anderen. Ähnlich sind auch die Gebirgsrandlagen zu erklären. Auch sie sind gleichsam vom Streben beherrscht, die Gebiete, welche lebenswichtige Produkte liefern, in abgestufter Reichweite zu haben. Es spricht nicht gegen diese Erklärung, daß der Garten näher beim Gehöft liegt als das Feld, denn er erfordert wachsamere Pflege. Wenn aber Obst oder Gemüse nur zum Eigenbedarf gebaut wird, dann ist dies meist Sache der Bäuerin, die in der Küche schaltet. Leider kennen wir die Geschichte des Weinbaus in Südmähren nicht hinreichend, um die Verdichtung der Siedlungen im Weinbaugebiet genetisch zu erklären. Für die Lagen ländlicher Siedlungen, welche diese Vorteile der Lage nicht besitzen, muß Verkehr wegen der Holzversorgung angenommen werden. Es wäre sicherlich sehr wünschenswert, durch historische Untersuchungen festzustellen, welche Dörfer durch die organisierende Tat des Großgrundbesitzes zu höheren wirtschaftlichen Einheiten zusammengeschlossen wurden. Solche Untersuchungen werden aber bei der Lückenhaftigkeit der Quellen und vor allem infolge der Tatsache, daß viele Dörfer älter sind als schriftliche Aufzeichnungen, wohl kaum imstande sein, die Gesamtheit der Kulturlandschaft in ihrer ganzen zeitlichen und räumlichen Tiefe zu erfassen.

Leider fehlt eine genügende Zahl geeigneter Vorarbeiten, als daß der Verfasser imstande gewesen wäre, den gedankenreichen Abschnitt über das städtische Siedlungsweisen weiter auszubauen. Beachtenswert scheint mir besonders der Nachweis, daß Friedland an der Ostrawitzta eine Evolutionsstadt ist. Sie entstand zwar nicht wie Soest oder Bardowiek unmittelbar aus einem Dorf, wohl aber aus einem Marktflecken, dessen Grundriß die Züge einer ländlichen Siedlung zeigt. Im Unterabschnitt über die Städtelagen werden die Gedanken des zweiten Kapitels unterbaut. Dieser und die übrigen Abschnitte über das städtische Siedlungsweisen trachten allenthalben den Gegensatz zwischen zentralen Städten und Industriestädten herauszuarbeiten.

Für eine so ausführliche Besprechung der Abhandlung schienen mehrere Gründe vorhanden zu sein. Bei der vielfachen Verzahnung des Wohngebietes der Völker im südöstlichen Mitteleuropa kann keines an den wissenschaftlichen Leistungen des anderen vorbeisehen, besonders wenn diese so vorurteilslos aufgebaut sind wie die vorliegende. Hat es der Verfasser Lesern anderer Sprache stellenweise nicht leicht gemacht, ihm zu folgen, so sind seine Ausführungen doch allenthalben anregend, was ich im Referat belegt zu haben glaube.

## Geomorphologische Studie über das Duvanjsko Polje (Polje von Duvno) in Bosnien.

Von Dr. Josip Roglić, Beograd.

Unter den dinarischen Poljen zeichnet sich das Duvanjsko Polje<sup>1</sup> durch seine Gestalt und seine scharf gezogenen Grenzen aus. Es hat die Form eines Viereckes, dessen längere, fast parallele Seiten dinarisch, also NW—SO, verlaufen. Die kürzere nordwestliche und südöstliche Seite ist nicht so einfach gestaltet. Ihr halbinselförmiger Mittelteil dringt tiefer in das Becken des Poljes ein. An den Ecken hinwieder buchtet sich das Polje in der Richtung der Längsseiten gegen NW und SO hin aus. Diese Buchten werden wir hier nach den darin befindlichen Ortschaften Stipanici, Mokronoge, Kongora und Seonica benennen.

Die Ebene des Poljes fällt gegen seine Mitte, gegen das Lanište, ab. In diesem niedrigsten Teil beträgt die absolute Höhe etwa 860 m, während sich die Randteile allmählich bis zu Seehöhen von über 900 m erheben (Umgebung von Tomislavgrad<sup>2</sup>). Ein enger Streifen niedrigeren Bodens längs des Laufes des Šujicaflusses öffnet das Lanište gegen den Ponor beim Dorf Kovači zu, wodurch eine schnelle und vollständige Entwässerung des Poljes ermöglicht wird.

Die Grenzen des Bodens und der Poljengehänge sind nicht überall sehr scharf, weshalb Abgrenzung und Flächenbestimmung verschieden ausfallen können. Das Hügelland nordwestlich von Tomislavgrad kann nicht als Teil des Poljebodens betrachtet werden. Das geschlossene Poljebecken mißt etwa 156 qkm.

Das Duvanjsko Polje bildet topographisch wie hydrographisch eine ausgesprochene Einheit. Fast alle Gewässer fließen der Poljenmitte zu und bilden so ein einziges Zuflußgebiet. Der wichtigste Zufluß ist die fremdbürtige Šujica, die von Norden her durch die Bucht von Mokronoge ins Polje eintritt. Sie empfängt nach Austritt aus ihrem Schluchttal in

<sup>1</sup> Vgl. Spezialkarte 1:75.000, Blatt Županjac—Cista oder Blatt Livno 1:100.000, Spezialkarte des Königreiches Jugoslawien.

<sup>2</sup> Das Städtchen hieß bis 1925 Županjac; seither führt es den Namen Tomislavgrad. Es wird hier der ältere Name in Zitaten erscheinen.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft](#)

Jahr/Year: 1940

Band/Volume: [83](#)

Autor(en)/Author(s): Mikula Hermann

Artikel/Article: [Zur Siedlungsgeographie des südöstlichen Mitteleuropa. 144-152](#)